

Im Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Greyerz, Otto von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

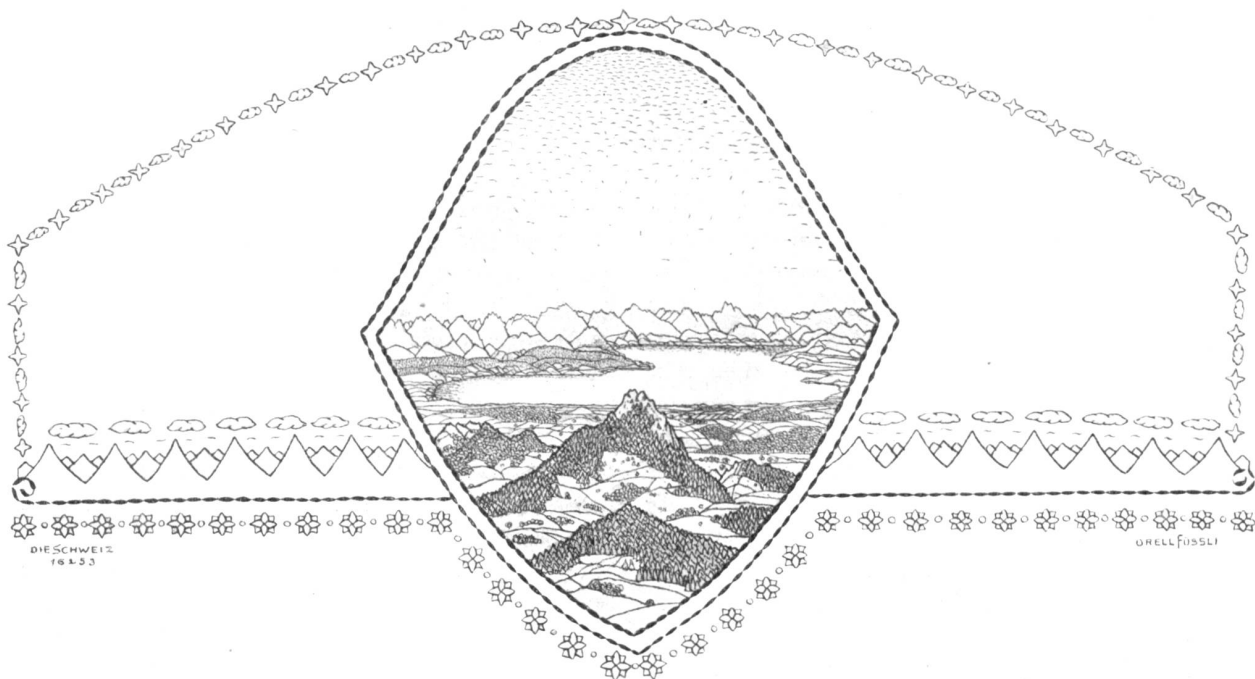
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Verwandlung

Am Frühlingssteich, wo die Wolken blühen
In der kühlen blaulichen Tiefe,
Die abends hinauf in den Himmel ziehn,
Da war meine Raft so gut . . .

Auf den bemoosten Rieseln
Der weißen Wolken milder Glanz,
Dies Flimmern und dies Rieseln . . .
So still ward da mein Mut.

Ich selbst ward mir zu nichte
Und stieg wie Frühlingshauch ins Blau,
Ich wohnte hoch im Lichte
Und ward zum sonnenhellen Tau —

O sagt: Was ist geschehen?
Zu einem Leuchten ward mein Sinn,
Ich bin im Traum gegangen
Und weiß nicht, wo ich bin . . .

Siegfried Lang, Basel.

Im Paradies.

Novelle von Otto von Greinerz, Glarisegg.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erquickung anderer Art fand Frau Leonie unerwartet in der Umgebung ihrer Vaterstadt. Verglichen mit dem uner schöp flichen Reichthum tropischen Pflanzenlebens war ihr die Natur der Heimat zuerst karg und dürftig erschienen; das rauhe Klima mit seinem schneidenden Nordost, seinem nicht enden wollenden Winter und dem oft verregneten Sommer weckte immer neue Sehnsucht nach dem Sonnenlande mit seinem ewigen Frühling. Nach und nach aber lebte sie sich wieder ein in die Natur des Mutterbodens, empfand sie die stählende Kraft der reinen Bergluft und des Winterfrosts, die Wärme des endlich erwachenden Frühlings und die weiche Melancholie der Herbstespracht. So oft sie nur konnte, wanderte sie mit ihrem Töchterchen in die herrliche Umgebung der Stadt hinaus, manchmal auch von der Schwester begleitet, die bei ihr wohnte und die Vorliebe für zurückgezogene Lebensweise und stillen Naturgenuß teilte. Zuerst wurden die altvertrauten Plätze ihrer gemeinsamen Kinderfreuden aufgesucht — sie wa-

ren nicht mehr wie damals; fremdartig, zusammengeschrumpft, entweiht kamen sie ihnen vor; die Augen, die sie betrachteten, waren schärfer und nüchterner geworden, sahen den Zauber glanz nicht mehr, der die Dinge einst umflirrte. Die Schwestern suchten jetzt lieber die weitere Umgebung der Stadt auf, die stillen Flußufer, die Wälder und Hügel, Täler und Felder. Aber am meisten zog es sie immer wieder nach den Höhen des Gurtens, wo sie stundenlang im Anschauen der Stadt verweilten, die ihnen wieder lieb geworden, nicht durch die neubelebten Erinnerungen allein, sondern auch durch ihre charaktervolle Schönheit.

Besonders die Aussicht von der Liebegg aus, die damals gerade erbaut worden war, galt für eine der schönsten in dieser Gegend. Wer am Geländer der kleinen halbrunden Terrasse stand, konnte auch kaum im Zweifel sein, daß der Erbauer des Landguts sich durch den Vorzug des einzigartigen Ausblicks hatte bestimmen lassen. Das Haus, weder an sich ansehnlich, noch durch

seine versteckte Lage geeignet in die Augen zu fallen, schien eher um der Aussichtsterrasse willen hieher gestellt zu sein als umgekehrt. In der Tat entsprach dieser Anschein so ziemlich dem Gedanken des Besitzers, der hier in hohem Alter seine letzten Tage verbringen wollte. Müde von dem jahrzehntelangen Kriegsdienst in fremdem Solde, übrigens reich pensioniert, war er nach der Schlacht von Solferino, wo er eine schwere Verwundung erlitten, nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, zu der eine plötzlich und unwiderstehlich wiederaufgewachte Liebe ihn hingetrieben hatte. Der Wunsch, in der Stadt seiner Vorväter sein Leben zu beschließen, stammte aus einem wohlkonservierten Winkel seines im übrigen etwas verwilderten Gemüts, erklärte sich aber auch aus seiner abgestandenen Gedankenwelt, in der die Stadt und Republik Bern ein altertümlich feudales Gesicht von anno dazumal behalten hatte. Da selbst seine nächsten Anverwandten und Standesangehörigen seine politischen Ideen unverblümt, als veraltet bezeichneten, wofür er ihnen ebenso unverblümt, nur mit schwächerer Logik, den Text las, beschloß er die Einsamkeit aufzusuchen, und zwar wählte er eine Entfernung, die ihm einerseits noch den Anblick der Stadt gewährte, ihn aber doch eines genauern Zusehens überhob. So ließ er die Liebegg bauen, im Geschmack und Stil der ältesten und einfachsten patrizischen Landhäuser; das einzige Prunkstück, wenn man es so nennen wollte, war die Aussichtsterrasse, deren Bäume noch zu seinen Lebzeiten sich zu einer kühlen Laubhalle über ihm wölbten. Da er als alter Soldat nichts von einer Brille wissen wollte, genoß er mit seinem doch etwas geschwächten Gesicht den Anblick der Stadt gerade so, wie es ihm zusagte, d. h. ohne durch die baulichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte gestört zu werden; nur der spitze Helm des Münsterturms, der die alte gemütliche Schlafkappe ersetzte, war ihm ein Dorn im Auge. Im übrigen sah er die Stadt wie durch einen wohlthätig verhüllenden Schleier der Erinnerung und ließ sich's auf der schönen Terrasse bei seinem Tokajerwein und seiner braunen Meerschaumpfeife wohl behagen, bis der Tod ihm beides aus der Hand nahm.

Als Frau Wild einst mit ihrer Schwester an der neu erbauten Liebegg vorbeikam, sagte sie: hier möchte sie leben und sterben, wenn es ihr bestimmt wäre, alt und einsam zu werden.

Ihr Wunsch und ihre Ahnung sollten sich erfüllen.

* * *

Wie die Jahre und Jahrzehnte mit immer rascherem Wechsel über Frau Leonie Wild dahingingen, verlor sie eins um's andere der Wesen, die ihrem engsten Lebenskreise angehörten. Am schwersten traf sie der Tod ihrer Schwester, die, dem rauhen Klima auf die Dauer nicht gewachsen, von einer Lungenentzündung hingerafft wurde.

Die Vereinsamung, die sie nach diesem Verluste fühlte, gab ihr den Gedanken ein, das schmerzlich entbehrte Verhältnis zu ihrer Tochter wieder anzubahnen. Allein sie mußte in sich selbst einen Widerstand überwinden, wenn das gelingen sollte. Das Herz ihrer Tochter war für sie wie ein Instrument, auf dem sie nicht zu spielen verstand. Unzählige Male hatte sie im Lauf der Jahre versucht, die widerspenstigen Saiten zum Klingen zu bringen; aber sie tönnten hart und trocken, und wenn Frau Leonie ihrer Ohnmacht bewußt war, so war sie auch der Ursache bewußt: der Verstand redete zum Verstande, nicht das Blut zum Blute. Diese beschränkte Selbstgenügsamkeit, für die es keine Entwicklung zur Persönlichkeit gab, dieser phantasielose Egoismus, der am eigenen Vorteil klebte und sich nichtsdestoweniger moralisch gebärdete — Frau Leonie kannte sie nur zu gut von ihrem Gatten her; ihrem eigenen Wesen waren sie so fremd, daß sie sie weder begreifen noch bekämpfen konnte. Dieses Unvermögen gehörte zu der Einseitigkeit ihrer starken Individualität, die wohl fähig war, sich für andere aufzuopfern, aber unfähig, sich zu verleugnen.

Gerade als Frau Leonie von neuem den Weg zum Herzen ihrer Tochter suchte, entfremdete sich ihr diese durch eine eigensinnig durchgejegte Heirat noch mehr. Sie erlag jedoch den Folgen ihres ersten Wochenbettes, nachdem sie einem gesunden, lieblichen Mädchen das Leben geschenkt. Frau Leonie, die jetzt in dem Alter stand, wo sie einst gehofft hatte, ihr Herz unter eine fröhliche Enkelschar zu teilen, klammerte sich mit mütterlicher Zudrünst an das Kindchen an, als gälte es, das früh verkümmerte Mutterglück noch einmal zu erringen, es tiefer und vollkommener zu genießen. Eine unerklärliche, aber in ihrem starken Naturgefühl tief begründete Ahnung sagte ihr, daß dieses Kind ihr einmal angehören werde, als ob sie es selbst geboren und mit ihrem Herzblut genährt hätte. Sie nahm es zu sich, mit der Einwilligung des Schwiegersohns, der übrigens bald darauf bei einem Anfall das Leben verlor, und widmete all ihre Zeit, all ihr Sinnen und Trachten dem hold heranblühenden Geschöpf. Es schien wirklich, als habe die Eigenart der Großmutter sich, durch einen jener rätselhaften Naturvorgänge, die uns sprunghaft und gesetzwidrig vorkommen, auf die Enkelin vererbt. Alles an dem Kinde, sein ausgesprochener Eigenwille, sein starkes Empfinden, sein zwischen Ausgelassenheit und ernstem Versunkensein auf- und abspielendes Gemüt, später auch die herzhaft Auf-richtigkeit seiner Sprache, all das war ihr verständlich, wie wenn's von ihr selber käme, und sie bedurfte kaum der Erinnerung an ihre eigene Kindheit, um die Worte, die Blicke, den Ton zu finden, denen diese Natur sich willig ergab.

Hilba oder Hilbi, wie man das Mädchen nannte, war ein junger Wilbfang von zwölf Jahren geworden, als Frau Leonies Gatte, der früh gealtert hatte, an einer schleichenden Krankheit starb. Ohne ihn zu betrauern, bezeugte sie seinem Andenken die Achtung, die sie ihm vor der Welt, besonders aber vor ihrer Enkelin schuldig zu sein glaubte; im übrigen machte sie sich die Freiheit zu nütze, die sein Tod ihr verschaffte. Sie verkaufte das Haus in der Stadt, von dem sich ihr Mann nicht hatte trennen können, und da die Liebegg soeben verwais't und ausgeschrieben war, erfüllte sie ihren alten Wunsch und erstand das schöne Besitztum. Der Kaufpreis vertrug sich zwar nicht mit einer ängstlichen Berechnung ihres Auskommens; allein dem Glücke, das sie sich von der ländlichen Ruhe und Einsamkeit dieses schönen Erdenwinkels versprach, opferte sie gerne jedes kostspielige Bedürfnis.

Still und eingezogen, fast ohne andere Gesellschaft als die ihrer Großtochter, verbrachte sie nun ihren Lebensabend auf der schönen Liebegg. Das junge Mädchen, das noch einige Jahre hindurch die Stadtschule besuchen und den weiten Weg bei jeder Witterung zu Fuß machen mußte, gelangte früh zu körperlicher Zähigkeit und eigenmächtigem Handeln. Stadt und Land förderten wechselseitig sein geistiges und leibliches Wachstum. Es hatte die frischen Backen und rüstigen Glieder des Landmädchens und gleichwohl die Anmut und das feine Schicklichkeitsgefühl der angehenden jungen Dame.

Oft, wenn Frau Leonie von der Terrasse aus ungelesen ihrem Liebling nachschaute, lächelte sie entzückt vor sich hin. Noch eben hatte das große Kind den tollsten Schabernack mit ihr getrieben — und nun stiefelte sie da, in ihrem langen Regenmantel, aufrecht, selbstsicher und unnahbar wie ein Freisräulein die kotige Landstraße hinunter.

Kam sie dann abends wieder nach Hause, so packte sie ihre Erlebnisse und Neuigkeiten aus, oft mit sprudelnder Laune, oft trocken und unlustig, manchmal entzückt, manchmal gedrückt, wie's ihr zumute war. Denn das wußte sie: sich verstellen, das gab es vor der Großmama nicht; die wußte Bescheid in diesem Mädchenherzen bis in seine hintersten Schlupfwinkel. Es war auch gar nicht nötig: die Großmutter war ja selber noch jung, trotz ihren weißen Haaren, ließ der Jugend ihr eigenes Recht gelten und freute sich, wenn das junge Blut sich gegen die Zumutungen einer klügelnden Vernunft auflehnte. Die Weisheit dieser lebenserfahrenen Frau bestand nicht in schönen Sprüchen, Mahnungen und Warnungen, sondern in der Erziehung zur Freiheit und Selbstständigkeit. Nicht vor der Autorität des Alters, vor sich selbst sollte das junge Mädchen Respekt haben, und aus Selbstachtung sollte es sich die Pflichten auf-

erlegen, die andere aus blindem oder klugem Gehorsam erfüllen.

So führten Frau Leonie und ihr Hilbi ein schönes Leben zusammen, teilten Freud und Leid miteinander, und von den Vergnügungen und Genüssen, die das gesellschaftliche und künstlerische Leben der Stadt dem jungen Mädchen bot, kehrte es doch immer aus innerem Bedürfnis zur Großmutter und in die stille Einsamkeit der Liebegg zurück. Hier fehlte es auch nicht an höhern geistigen Genüssen, und manches schöne Buch, das sie an stillen Winterabenden zusammen lasen, wurde zu einem tiefen, gemeinsamen Erlebnis.

Um diese Zeit lernte Frau Leonie in ihrem Hausarzte Dr. Luz einen Mann kennen, dessen Charakter ihr ganzes Vertrauen verdiente und der mit seiner reichen, gründlichen Naturkenntnis ihrem Bildungsdrang aufs schönste entgegenkam. Von den Anzeichen des Alters gemahnt und vom Bedürfnis, sich selber auch des Lebens zu freuen, hatte er seine zur Ueberlast angewachsene Praxis einzuschränken gewußt und war imstande, sich zwei- bis dreimal in der Woche einen Nachmittag auf der Liebegg zu gönnen. Dort war er immer willkommen. Sie saßen dann zu dritt auf der schönen Terrasse oder drinnen am flackernden Kaminfeuer. Der Doktor erzählte aus seinen Berufserfahrungen, berichtete von neuen Entdeckungen und Theorien in der ärztlichen Wissenschaft, von den Vorgängen der Landes- und der Weltpolitik und ersparte dadurch Frau Leonie das Lesen der Zeitungen, das ihr an sich kein Vergnügen und jetzt, um eines Augenübels willen, das ihr mehr und mehr Sorge machte, verboten war. Sehr gerne hörte sie den Arzt auch über seinen Sohn sprechen, der ihn früher bisweilen auf die Liebegg begleitet hatte, jetzt aber sich irgendwo im argentinischen Hinterwald herumtrieb und wenig von sich hören ließ. Ein wildes Blut, dem die Heimat zu eng wurde und die Strapazen eines kühnen und abenteuerlichen Kolonisationsunternehmens am Rio Negro und Rio Colorado verlockender schienen als das vorgezeichnete Studium an der Ingenieurschule. Dr. Luz, der alles tun wollte, um sich das Vertrauen seines Sohnes, der seine ganze Hoffnung war, zu bewahren, ließ dem jungen Heißsporn seinen Willen, und so war Ferdinand Luz, ohne seine Studien abgeschlossen zu haben, in die geträumte Freiheit hinausgezogen. Auch eine Empfehlung an die Morell'sche Familie in Rio de Janeiro hatte er in die Tasche gesteckt, als er abreiste. „Auf alle Fälle!“ hatte Frau Leonie gesagt. Aber sie wußte, was junge Leute auf Empfehlungsbriege geben, und es war ein weiter Weg von den argentinischen Pampas bis nach Rio.

Die Nachrichten von dem jungen Luz brachten das Gespräch häufiger als früher auf südamerikanische Le-

bensverhältnisse. Frau Wild begann wieder von Brasilien zu erzählen, von der Morella, von ihrem Vater, von dem Leben, das sie zehn Jahre dort geführt und das ihr jetzt selber halb wie ein Märchen erschien. Und doch hatte die Verbindung mit ihrem Bruder, der jetzt auch ein alter Herr geworden war, nie völlig aufgehört, wenn sie schon in den ersten Jahrzehnten nach der Trennung sehr gelockert schien. Wie es zu erwarten gewesen, hatte Frank seine Pläne mit Zähigkeit, Geschick und gutem Glück verwirklicht. Längst war die Morella samt den Pflanzungen in andere Hände übergegangen, in Rio de Janeiro ein großes Exportgeschäft aufgeblüht und der Name Francisco Morello & Co. zu einer Münze geworden, die man ohne langes Besehen und Pröbeln einsteckte. Von dem Schweizer schien nicht mehr viel übrig geblieben in diesem Francisco Morello, der einige Stunden weit von der Hauptstadt eine prächtige Villa «Ao Paraiso» (zum Paradies) bewohnte, seinen Kindern lauter portugiesische Namen gab und sich dieser Sprache selbst in den Briefen nach der Heimat bediente. In Hilbis Ohren klang es ungemein romantisch und opernhafte, wenn in den Briefen des Onkels immer wieder von João Rodrigues, Pedro Goncalves, Diego Feliciano, Henrique Manoel und wie die Vettern alle hießen, die Rede war; auch die Tanten und Cousinen, wenn Hilbi ihre fürstlichen Namen hörte, rauschten nur in damastenen Schleppkleidern und in wunderbaren Spitzfragen an ihrem Geiste vorüber, und ganz besonders königlich, voll Majestät und Huld zugleich dachte sie sich ihre Großtante, Onkel Franks Gattin, obgleich sie aus den Briefen von ihr nicht viel mehr als den Doppelnamen Juanita Mercedes aufschnappte, den sie über die Maßen wohlklingend fand.

Frau Leonie wußte besser Bescheid über die schöne Schwägerin, die ihr in den letzten Jahren brieflich immer näher getreten war. Die edle Matrone, die mit ihren siebzig Jahren noch gesund und fest in dem vielgestaltigen, vielbewegten Leben ihrer großen Familie wurzelte und wie ein Brotfruchtbaum Kinder und Enkel um sich versammelte, alle erfrischend und labend, jedem das zuteilend, dessen er von ihr bedurfte, von jedem aber auch das fordernd, was seiner Natur gemäß war, eine Familienmutter im antik-heroischen Stil, die ihre großen Herren Söhne noch wie Schulbuben ins Gebet nahm, wenn sie's nötig hatten, und den jungen Müttern in der Familie, wenn ihre schwere Stunde kam, unentwegt und ohne Ausnahme wie ein gewappneter Engel beistand und dann, wenn der Weg durchs dunkle Tal durchgefochten war, das neue Enkelkind mit Freudentränen an ihren mächtigen Busen drückte, als ob sie's selbst geboren — sie war in Frau Leonies Augen das Bild des glücklichen Weibes, das seinen großen Natur-

zweck erfüllt hat. So hatte sie einst geträumt zu werden, so im Mutterberuf aufzugehen, sich darin zu verzehren, wenn nötig; ihr Herz hätte sich's zugetraut — und jetzt stand sie allein, fast allein.

Wahrlich, sie konnte diese Juanita Mercedes beneiden; aber sie tat Besseres, sie liebte sie, und um ihretwillen begann sie auch den Bruder wieder mehr zu lieben. Zwar lächeln mußte sie schon beim Gedanken, daß der kühl verständige Frank von ehemals nun sein bestes Glück in dieser Natur von einem Weibe gefunden hatte, einem Wesen, das von warmem Sinnesleben durchströmt, seine ganze Kraft und Pracht bis ins Greisenalter hinauf aus dem stärksten Naturtrieb, der Liebe schöpfte. Er hatte eben auch im Heiraten Glück gehabt, dieser Glückspilz: er gedachte eine gute Partie zu machen, und nun hatte er eine viel bessere gemacht; er gedachte sein Glück auf einer Witgift aufzubauen, und nun war es ihm aus dem Schoße dieses Weibes aufgeblüht. Denn er war stolzer auf seine stattlichen Söhne und Töchter und die herandrängende Enkelchar, dieser reiche Herr Francisco Morello, als auf seinen Reichtum. Und das Wunder hatte diese Brasilianerin fertig gebracht, die ohne rechte Schulbildung und bigott katholisch war, dafür ein Rassegeschöpf und gesund in der Herzgegend. Der tropischen Wärme ihres Gefühls, mit dem sie das Familien-Ganze umschloß und an sich fesselte, hegte und trug, hatte auch seine kühle Natur auf die Länge nicht widerstehen können, und sein Herz begann sich mitzujohnen am Glücke der andern.

So kam es wohl auch, daß er im höheren Alter sich wieder nach seiner einzigen Schwester sehnte, die er doch nicht hoffen durfte, je wiederzusehen; die lange Reise war ihnen beiden zu beschwerlich, und jedes wurzelte nun fest in dem Boden, auf dem es den größten Teil des Lebens verbracht. Allein in der letzten Zeit wiederholten seine Briefe immer wieder einen Wunsch, dessen Erfüllung ihm einen Ersatz bieten sollte für die schmerzliche entbehrte Wiedervereinigung, und Frau Juanita Mercedes unterstützte diesen Wunsch, und er drang immer wärmer und dringender auf sie ein, bis sie sich seiner nicht mehr zu erwehren wußte und ihn ernstlich erwog; aber er verlangte ein großes Opfer: sie sollte ihnen ihr Hilbi weggeben!

Zwar „Nur für ein Jahr!“ baten die Geschwister beide; aber Frau Leonie durfte es nicht ausdenken, was ein Jahr ohne die Gegenwart des geliebten Kindes sein werde!

Ihr Entschluß wurde dennoch rasch und energisch gefaßt. Wenn das Kind selbst hin verlangte, so mochte es sein. Die Beweggründe ihres Bruders und der Schwägerin waren so gütig, und die Vorteile eines Aufenthalts in der fremden Welt und der gesegneten Familie



Am Blut.
Nach Kohlendruck von Ph. & G. Link, Zürich.

für Hilbi so einleuchtend, daß ihr eigenes Herz nicht Widerstand leisten durfte.

Ohne ihrer Enkelin etwas von der Einladung zu sagen, erzählte sie ihr vieles aus den letzten Briefen ihrer Verwandten, und als sie Hilbi, ganz Auge und Ohr wie immer, wenn von Brasilien die Rede war, schwärmerisch aufleuchten sah, fragte sie unvermittelt:

„Möchtest du auch einmal dorthin?“

„Nur einmal,“ sagte Hilbi träumend, als ob man ihr vorgeschlagen hätte, Elfenkönigin zu werden, „nur einmal — und dann wieder zu dir zurück!“ „Dummerchen,“ sagte Frau Leonie und strich ihrer Enkelin, die sich an sie geschmiegt hatte, über das dunkel gewellte Haar, „wer wird dich denn hinüberholen und mir wieder zurückbringen?“ Aber sie wußte wohl, daß das Blut der Morell sich durch solche praktische Bedenken am wenigsten beschwichtigen ließ.

So nahm das Schicksal seinen Lauf.

Hilbi wandelte wie im Traum über diese Erde, seit sie wußte, daß ihr größter Wunsch in Erfüllung ging. Erst als das Reisegeld von drüben ankam, eine Summe, die ihr ein Vermögen schien und jedenfalls die größten Bequemlichkeiten gestattete, als die Reisegelegenheit sich gefunden hatte und die mancherlei Vorbereitungen in Angriff genommen werden mußten, trat die Wirklichkeit deutlich in Hilbis Bewußtsein. Eine merkwürdige Veränderung vollzog sich; alles Träumerische verflog, und mit den langen, modisch geschnittenen Kleidern nahm das achtzehnjährige Mädchen die sichere Haltung einer reifen jungen Dame an, die weiß, was sie will und sich durch die schönsten Komplimente von der Welt nicht irremachen läßt.

Kaum war Hilbi verreist und für Frau Leonie die Gefahr naheliegend, sich dem Schmerz hinzugeben, den sie bis dahin vor ihrer Enkelin wacker niedergezwungen hatte, so beschloß sie, sich der ihr längst angeratenen Augenkur zu unterziehen. Die langen Wochen, die sie

in dem kleinen dunkeln Zimmer der Klinik verlebte, brachten ihr zwar keine Heilung, bloß eine Linderung des Uebels; dafür fühlte sie sich durch die Bekanntschaft der sie pflegenden Krankenschwester bereichert, eines jungen Mädchens aus guter Familie, das sich aus verworrenen Leidenschaftskonflikten in die kühnende Abgeschiedenheit der Krankenpflege geflüchtet hatte. Ihre Bekanntschaft war nicht von Angesicht zu Angesicht geschlossen worden; denn Frau Leonie lag immer mit verbundenen Augen oder in dunkler Stube. Aber das Ohr verstand auch zu lesen, und Schwester Lydias Stimme war eine von jenen vielsagenden, deren Klang das Geheimnis einer schönen Seele ungewollt zu verraten scheint und durch dieses unfreiwillige, herrliche Bekenntnis einen fast schaudernden Reiz auf den Hörenden ausübt. Frau Leonie konnte stundenlang dieser dunkelgefärbten Stimme lauschen, in ihre Tiefe hinabhörchen wie in den Grund eines schwarzen Waldsees, und dabei hatte der Genuß des schwelgenden Ohrs nichts Zubringliches wie der der Augen, und Schwester Lydia ahnte nicht, indem sie stundenlang erzählte, wie tief sie ihr innerstes Wesen enthüllte und welchen Zauber sie auf eine erblindende Greisin ausübte.

Als Frau Leonie nach einer erfolglosen Operation des einen Auges das Spital verließ, wußten sich die beiden schwesterlichen Seelen für immer verbunden, und es bedurfte keiner dringenden Aufforderung von Frau Leonies Seite, um sich die Aussicht auf künftige Besuche Schwester Lydias zu sichern. So oft diese abkommen konnte, erschien sie auf der Liebegg, wo sie sich am farbenreichen Glanze der Natur und an der abgeklärten Heiterkeit ihrer mütterlichen Freundin von der abstumpfenden Trübsal des Spitaldienstes erholte. Oft und gerne traf sie dort mit dem Doktor Luz zusammen, dessen gesunder Humor im rechten Moment einsprang und wie ein behaglicher Hochzeitsonkel die beiden herrenlosen Damen lustig unter seine Arme nahm.

(Fortsetzung folgt).

Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

(Fortsetzung).

Am folgenden Morgen erwachte Roman Henry mit einem quälenden fröstelnden Gefühl. Seine Hände waren kalt, und wo er sich antastete, war die Haut trocken und kühl.

Es erfaßte ihn eine unendliche Sehnsucht nach Wärme. Er besprach mit Gabriele ausführlich einen Plan, nach Cannes zu fahren. Das würde ihm helfen. Da wollte er die Nachmittage in einem Rohrstuhl in der Sonne liegen und auf die dunkelblaue Fläche des Wassers sehen. Oder im Palmengarten eines Hotels unter Glaskübeln in einem weißen, glänzenden Meer von Licht sich rösten lassen.

Er gab Gabriele einen Band Maupassant: «Sur l'Eau». Sie mußte ihm daraus vorlesen. Vielleicht wollten sie dann auch nach Korsika hinüber. Korsika, wie schön würde das sein! Lange Wagenfahrten wollten sie machen durch dichte, unheimliche Wälder. Und wieder dem Meere entlang.

Aber Roman Henry hatte das Lesen bald satt. Gabriele las doch zu schlecht; sie verstand oft den Sinn nicht. Das war erst komisch. Nachher aber ermüdete es.

Gegen Mittag wurde der Zustand besser. Roman Henry hatte sich eine Injektion gemacht und wurde dar-

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.